

J o h a n n e s Z i m m e r m a n n

„Verschiedenes und besonders Merkwürdiges“ Leben und Werk eines Gerlinger Missionars

Die Zeile „Verschiedenes und besonders Merkwürdiges“ im angekündigten Vortragsthema mag beim einen oder anderen Verwunderung ausgelöst haben. Vielleicht hält sogar mancher unter Ihnen sie für unangebracht beim Rückblick auf Johannes Zimmermann und der Würdigung seines Lebenswerkes.

Der dies jedoch auf die Vorderseite eines Schreibheftes geschrieben hat, in dem er festhielt, was ihn als Buben und jungen Mann tagaus, tagein bewegte, wusste noch um die eigentliche Bedeutung des Wortes „merkwürdig“, nämlich: des Merkens, d.h. des Bewahrens würdig.

Und merkwürdig, weil völlig ungewöhnlich ist es ja auch, dass da vor fast zwei Jahrhunderten ein einfacher Gerlinger Bauernbub **T a g e b u c h** führte. Der dies tat und darin nicht nur „Verschiedenes“, sondern vor allem Eigenartiges, Auffälliges oder für ihn gar Wunderliches, eben „Merkwürdiges“ sprachlich gewandt festhielt, ist eben dieser Johannes Zimmermann.

Und reich an des Merkens Würdigem oder gar „besonders Merkwürdigem“ ist es ja auch geworden, das Leben dieses Gerlinger Missionars. Und deshalb freue ich mich, dass ich Ihnen davon berichten darf und danke Ihnen dafür, dass Sie gekommen sind, um davon zu erfahren.

Ich habe meinen Vortrag so angelegt, dass ich darin möglichst oft ihn zu Wort kommen lasse. So hören Sie zum einen seinen meisterlichen Umgang mit der Sprache, zum andern sehen Sie, dass er nie das Christentum bloß jemanden überstülpen wollte und spüren auch die große Kraft des Glaubens, von der er getragen war.

Am 2. März 1825 bringt die Dorothea Zimmermann, geb. Löffler, Frau des Bauern und Metzgers Johannes Georg Zimmermann, als erstes von zehn Kindern einen Sohn zur Welt, der den Namen seines Vaters und seines Großvaters erhält, in dessen Haus, Kirchstraße 5, also dem Rebmannhaus gegenüber, die junge Familie wohnt. Sechs der zehn Kinder sterben jedoch bald nach der Geburt oder noch im Kindesalter.

Weil es in diesem Haus, das dem Bäcker Johannes Löffler und der Dorothea, geb. Gärtner gehört, aber eng zugeht, verbringt der kleine Johannes seine ersten vier Lebensjahre im Hause des anderen Großvaters, seines „Ochsenwirts-Ähnes“, des Conrad Zimmermann, Sohn des Ditzinger Hirschwirts, und der Johanna geb. Schuler aus Mönshausen, in der Hauptstraße 18. Diese Großeltern und seine Eltern sind (mit weiteren 90 Gerlinger Frauen und Männern) Mitglieder der 50 Jahre zuvor gegründeten altpietistischen Gemeinschaft. Ja, der Ochsenwirts-Ähne leitet sogar deren „Weiberstunde“. Die Männer kommen zu ihrer „Stunde“ im Haus des Weingärtners Gottlob Krieg zusammen. So will es der argwöhnische Herzog Friedrich II., unser späterer erster württembergischer König. Und von den Ortspfarrern verlangt er regelmäßige Berichte über das Treiben der Pietisten, die er für Separatisten hält, weil sie der Kirche vorwerfen, eine erstarrte Amtskirche geworden zu sein. Sie fordern deren geistliche Erneuerung und ein an der Bibel orientiertes praktisches Christentum, eine „praxis pietatis“, und vom einzelnen „Bruder“ eine „bewusst erlebte Wiedergeburt“, eine „Bekehrung“. Entschieden lehnen sie die neue Liturgie und das neue Gesangbuch ab. Es sei nicht auf den Knien, sondern auf dem Sofa geschrieben worden. Man wolle dem Volk seinen alten Glauben nehmen.

Aus Gerlingen kommen jedoch beruhigende Nachrichten. Schon Pfarrer Pfeilsticker, der „Hof- und Staatsprediger“, schreibt 1779 über seine Visitation, dass er „nicht die geringste Klag“ vorzubringen habe. Und zur Zeit, da Johannes Zimmermann zur Welt kommt, berichtet Pfarrverweser Fleischhauer: „Diese Leute sind frei von schwärmerischen und der praktischen Religion nachteiligen Meinungen und der ruhigste, ehrbarste und fleißigste Teil der Bürger“.

Ein aufgewecktes Bürschlein scheint er gewesen zu sein, der kleine Johannes, der sich auch nach seiner Heimkehr ins Elternhaus recht gerne beim Ochsenwirts-Ähne aufhält, der wie der Pfarrer und der Schulmeister, eine kleine Bibliothek hat, denn bei ihm ist es interessanter als zu Hause. Da kommt der Heiligenpfleger und leert die aufgestellten Schwörbüchsen, findet darin allerdings nicht nur Kreuzer, die man pflichtgemäß für jeden ausgestoßenen Fluch hätte einwerfen sollen, sondern auch manchen Hosenknopf. Und da sitzt man zusammen. „Und ich konnte“, so schreibt er später, „der Rede lauschen von Gottes Wort und Werk, von seinen Werkzeugen in alter und neuer Zeit, von alten Rittergeschichten und von der Reformation, vom 30- und 7jährigen Krieg, von der Französischen Revolution, vom Herzog Carl Eugen und seinen tollen Jagden, vom dicken und über vier Zentner schweren und mehr als zwei Meter großen König Friedrich und seinem Kuhhandel mit dem Bonaparte, den Befreiungskriegen, von den Märtyrern, den Waldensern, von Huß und den Böhmischemährischen Brüdern, von Männern wie Luther, Arndt, Spener, Francke, Bengel, Oetinger, Hahn, Flattich und Hofacker, bis herunter zu Hoffmann und Kullen, von der bevorstehenden Wiederkunft Christi. Da war ich ganz Ohr und vergaß alles darüber.“

Und wenn in den „Stunden“ aus dem Basler „Missionsmagazin“ vorgelesen wird, das der Vater Hermann Hesses herausgibt, erfährt der Bub von der Arbeit und dem Leben Basler Missionare in Afrika und Indien. Recht früh weckt das in ihm den Wunsch, auch einmal, wie diese, hinauszuziehen in die Welt und den Menschen dort von Jesus zu erzählen. Darum geht er auch nebenan ins Pfarrhaus, wo ihm Pfarrer Stange Privatunterricht in Latein erteilt, damit er drüben in Korntal die Schule besuchen könne. Weil er aber den Eltern und dem Bäcker-Ähne bei der Arbeit helfen muss, bleibt er in der örtlichen Volksschule, wo ihm vor allem das Zeichnen Freude macht. Darum will er in Stuttgart auch „Vergolder“ werden. Aber schon nach wenigen Tagen setzt ihm der Dampf, der beim Brennen der Ware im Brennofen entsteht, so zu, dass er, wie er schreibt, „nicht bei diesem Beruf bleiben kann“ und deshalb beim Bäcker- Großvater das Bäckerhandwerk erlernt. Hinterher geht er als Geselle nach Schwieberdingen. Das „rohe und ungesittete Leben, das dort, dem Ort an der Landstraße, zu Hause ist“, der Tod seiner Mutter, seiner achtjährigen Schwester und seines Großvaters, vor allem aber der Besuch des Johannes Rebmann und die Gespräche mit ihm bestärken ihn in dem bisher nicht aufgegebenen Wunsch, doch noch Missionar zu werden. Er bittet darum Gott, um ein Zeichen. Und als er dann nach Hause kommt, fällt sein Blick beim Eintreten in die Stube auf ein Büchlein über das Basler Missionshaus. Das ist für ihn das erbetene Zeichen. Er vertraut sich seinem Vater und Pfarrer Stange an, die ihn darin bestärken, um eine Aufnahme ins Basler Missionshaus zu bitten.

Er zögert jedoch und zieht 1842 erst als reisender Handwerksbursche nach Basel, wo er „bei einem der gottlosesten und rohesten Meister der Stadt Basel“ Arbeit bekommt. Daneben sucht er Kontakt zum Missionshaus und seinem Gerlinger Nachbarn Johannes Rebmann, der dort studiert und feiert das Missionsfest mit. Seine Bitte um Aufnahme wird jedoch abgelehnt, weil er noch zu jung sei. Darum kehrt er im Spätherbst 1843 über Aarau, Zürich und Winterthur, wo er keine Arbeit finden kann, wieder nach Gerlingen zurück und schickt im nächsten Frühjahr, nach nochmaligem ernsthaften sich prüfen zum zweiten Mal einen „in Schwachheit geschriebenen Lebenslauf“ ans Basler Missionshaus. Pfarrer Stange legt diesem noch ein Empfehlungsschreiben bei. Endlich ist er dann im Juli 1844 „Zögling“ des Missionshauses, und damit am Ziel. Sein bisher unstetes Suchen und Tasten nach einem Beruf, der ihn ausfüllt und seiner überdurchschnittlichen Begabung gerecht wird, hat ein Ende. Er hat gefunden, was er suchte und darf nunmehr lernen, lernen! Mit großer Begeisterung studiert er alte und neue Sprachen.

Fünf Jahre später wird er am 9. Dezember 1849 von Dekan Kapf in Herrenberg ordiniert und macht sich, nachdem er am 16. Dezember in einer bewegenden Abschiedsrede von seiner Heimatgemeinde Abschied genommen hat, von London aus auf den Seeweg an die Goldküste, zusammen mit der Gerlinger Schulmeisterstochter Rosine Däuble, die dem Missionar Stanger versprochen ist, der ein halbes Jahr nach ihrer Hochzeit an die „Teuren Väter“ nach Basel schreiben kann:

„Meine Frau ist eine Gehülfin ganz nach meinem Herzen und kann weit mehr von meinen Geschäften abnehmen, als ich je von einer Frau erwartet hätte. Sie erträgt auch das Klima sehr gut und kann alles mit Ruhe und Leichtigkeit tun.“

Obwohl seekrank und einmal von einem ausgebrochenen Feuer bedroht, beginnt Zimmermann schon auf dem Schiff an seiner ersten Schrift „Die Goldküste“ zu arbeiten, in der er deren Geschichte, Land und Leute und besonders die dortige Missionsgeschichte darstellt. Schon der erste Satz darin lässt aufhorchen: „Afrika ist seit unvordenklichen Zeiten ein Rätselland gewesen und geblieben“.

Und Sätze, wie die beiden folgenden, veröffentlicht in einem frühen Aufsatz des „Evangelischen Heidenboten“ (den der Basler Inspektor Blumhardt ins Leben gerufen hat) zeugen von einer eigenen Meinung:

„Das hiesige Negervolk wird im Allgemeinen von der öffentlichen Meinung viel zu tief gestellt, sowohl in leiblicher als seelischer und geistiger Hinsicht. Daher kommt's auch, dass die englische Regierung immer noch von den Negern als von den >Wilden< spricht“.

Man merkt: Da ist einer, der nicht bloß ausgetretene Pfade gehen will, vielmehr eigene Vorstellungen hat. Und deshalb beinhalten schon seine ersten Berichte nach Basel Vorschläge für eine bessere Bündelung der Missionsarbeit, um Kosten zu sparen. Weil er nicht nur predigen, sondern auch Kulturarbeit treiben will, hat er schon im Missionshaus den Plan vorgetragen, zwei christlich gesinnte Bauern, den Gerlinger Lorenz Maisch (mit Frau und sieben Kindern) und den ledigen Konrad Eberle aus Nürtingen, mitzunehmen, damit diese vor Ort zeigen könnten, was christlicher Unternehmergeist zu leisten imstande ist. Das Komitee lehnt dies ab, gewährt ihm aber 150 Gulden zum Kauf von Ackergeräten, Waldgeschirr und Samen.

Doch bald nach seiner Ankunft in Christiansborg (dänischer Name; 1850 kauft England den Dänen dieses Gebiet ab), und bevor Ackergerät, Walsgeschirr und das Fass mit Samen ankommen, packt ihn die Ruhr. Und er berichtet nach Basel: „Ich kann kaum schreiben, da ich durch Fieber und geschwollene Hände von der Arbeit abgehalten werde“. Aderlass und Chinin helfen fürs erste. Er legt sich alsbald ein Wörterbuch an, braucht deshalb den Dolmetscher immer weniger und macht sich, als er wieder halbwegs stehen kann, auf den Weg landeinwärts ins höher gelegene Akropong am Fuße des Akwapim-Gebirges.

„Es kostet mich“, so hält er da fest, „eine kleine Überwindung, mich dabei tragen zu lassen, denn eine Person braucht sechs Träger, und die Reisekosten kommen so hoch, wie bei uns das Reisen mit der Post. Die Träger plaudern unaufhörlich oder singen einen einförmigen Gesang. Wenn Leute vor ihnen gehen, rufen sie >Eba, eba<, das heißt >Er kommt, er kommt<. Begegnet uns jemand, so ist der Gruß >O ia ba<, was wie im Schwäbischen heißt >So, kommsch au<.“

Auf der Station Akropong überrascht ihn, was da alles auf den Missionsfeldern angebaut wird. Er nennt „Kaffee, Orangen, Zitronen, Mangos, Ananas und Bananen“, stellt aber fest, dass vieles aus Mangel an Arbeitskräften wüst liegt, und schreibt deshalb nach Basel, man sollte das Land besser nutzen.

„Man muss machen, dass die Mission sich bald selbst erhalten kann. Kultur und abermals Kultur! O, käme doch einmal“, so fährt er fort, „eine Anzahl freier, fleißiger, christlicher Kolonisten! Was könnten sie mit wenig Mühe tun! Auch von der anderen Seite Afrikas, von der Ostküste, bekamen wir Briefe, vom Bruder Rebmann und von Erhardt, die uns dazu im Geiste die Hand reichen. Ich bin fest davon überzeugt, dass die Reichtümer des hiesigen Bodens noch gar nie recht auszubauen versucht wurden.“

In die Küstenebene zurückgekehrt, arbeitet er darum auf dem Feld, sät Weizen und Erbsen und steckt Kartoffeln, beklagt dabei die geringe Fruchtbarkeit des Küstenlandes im Gegensatz zum fruchtbaren Land am Fuße der Berge. Weil sich aber immer häufiger ziemlich heftige Fieber- und Ruhranfälle einstellen, so schreibt er, „ergreife ich mit Schmerzen die Feder. Baldiger Tod oder Nachhausreise sind menschlich gesprochen die zwei Wege, deren einen ich gehen muss. Es ist nach menschlichem Ermessen keine Genesung für mich zu erhoffen.“ Auch Missionar Stanger muss nach Basel berichten: „Zimmermanns Gesundheit ist so zerrüttet, dass er nicht mehr gehen kann“.

Aber selbst in dieser Situation hat Zimmermann noch die Kraft, die Heiratspläne Basels für die Missionare in Frage zu stellen und kritisiert „dass das Heiraten einem Bruder erst dann erlaubt wird, wenn er durch das hiesige Klima schon so geschwächt ist, dass er, menschlich gesprochen, dem Grab zehn bis 15 Jahre näher ist als bei seiner Ankunft, dass er kaum hoffen kann, kräftige Kinder zu zeugen. Es müssten doch nicht notwendig drei und mehr Jahre hingehen, ehe ein Bruder die Verbindung mit einer Gattin wünschen darf“. Die Antwort auf beide Anliegen bleibt jedoch aus. In seiner Not wendet er sich an einen afrikanischen Heiler. Und dessen Medizin rettet ihn. Ende Mai meint er „völlig hergestellt“ zu sein, was sich aber als trügerisch erweist, denn sein ganzes Leben ist von der Dysenterie (Ruhr) gezeichnet, und auch später erleidet er immer wieder Anfälle und muss wieder und wieder seine „afrikanische Medizin“ anwenden.

Zwei Monate später schreibt er am 2. 7. 1851 nach Basel:

„Teuerste Väter!

Im Begriff gegen eine Ihrer Verordnungen zu handeln, ergreife ich diesmal die Feder. Ich habe im Sinn, mich in den nächsten Tagen mit unserer Schwester, Frau Mulgrave, zu verehelichen, ohne zuvor zwei Jahre hier gewesen zu sein. Wenn Sie glauben, mich entlassen zu müssen, so behalten Sie mich und meine Braut in liebendem Andenken.“

Das schlägt im Missionshaus, wo man täglich die Nachricht von seinem Tod erwartet hatte, wie eine Bombe ein. Denn die von Zimmermann, und nicht vom Komitee Auserwählte ist eine **F a r b i g e** und dazu auch noch eine geschiedene Frau mit zwei Kindern!

Basel verurteilt die Eheschließung scharf und will ihn deswegen fristlos entlassen, denn in der von ihm zuvor schon kritisierten Heiratsordnung heißt es u.a.: „Wer ohne Genehmigung heirathet, ist als entlassen anzusehen!“

Nur auf Bitten seiner Missionarsbrüder darf er unter bedrückenden Bedingungen bleiben. Er muss z.B. „seine bürgerlichen Verhältnisse in der Heimat als aufgelöst und sich definitiv in Afrika stationiert betrachten“. Darum bekennt er: „Ich betrachte dies Land als mein zweites Vaterland.“

Und „Vater Eisenaugen“, wie man ihn seiner Brille wegen nennt, denkt sich darum auch eine Tracht für Afrika aus: Ein buntes Oberhemd fällt über eine schwarze Pumphose. Die Beine stecken in weißen Wollstrümpfen und die Füße in derben Pantoffeln. Auf dem wallenden Haupthaar sitzt meist ein Bastkappchen.

Am Sonntag wird das Hemd in die Hose gesteckt und eine schwarze Lüsterjacke darüber getragen. Ein Begleiter trägt ihm immer seinen Hut nach, den er einst beim Hutmacher Haller in Stuttgart gekauft und inzwischen mit schützendem Leinen überzogen hat.

Wer ist sie eigentlich, seine Ehefrau, die Catherine Mulgrave, sein Kätherle, wie er sie zärtlich nennt?

Seinem Bruder Gottfried schreibt er am 18. November 1852, was er inzwischen von ihr erzählt bekommen hat:

„Gottes Friede sei mit Dir! Herzlich geliebter Bruder!

Meine liebe Catharine wurde geboren ungefähr im Jahre 1827 (also zwei Jahre nach ihm). Ihre Mutter war eine Mulattin, wahrscheinlich getauft, aus einer angesehenen Familie. Sie erinnert sich noch, ihren Großvater, der elf Töchter und einen Sohn hatte, gesehen zu haben. Ihr Name war Gewe. Ihr Vater war Sohn eines Häuptlings, angestellt im Kontor eines Kaufmanns.

Eines Tages, ungefähr im April 1833 (da war sie also wohl sechs Jahre alt) ging sie mit zwei Basen und einem Buben am Strand spazieren. Da kam ein Boot mit europäischen Matrosen. Der Knabe rannte sogleich weg. Die drei Mädchen wurden ins Boot getragen und auf eines der vielen vor Anker liegenden Schiffe gebracht. Nach etwa sechs Wochen scheint das Schiff, das nach Cuba bestimmt war, den Weg verloren zu haben. Um Mitternacht kündigte schreckliches Krachen an, dass das Schiff auf Fels geraten war. Es brach sogleich in zwei Stücke. Viele Menschen wurden weggewaschen und fanden ihr Grab in den Wellen. Matrosen banden zwei Masten zusammen und die Mädchen obendrauf. Einer setzte sich vorn, ein anderer hinten, und so ruderten sie dem Ufer zu.

Der englische Gouverneur kam, von seiner edlen Gattin begleitet, zu den Sklaven und nahm Gewe und ihre Nichte zu sich ins Haus. Die beiden Mädchen wurden wie Kinder des Hauses gehalten.“ (Die kleine Gewe erhält den Namen Catherine Mulgrave, den Namen ihrer Gönnerin).

„Aber schon nach einem Jahr kehrte der Gouverneur nach England zurück. Der Arzt widerriet es ernstlich, meine Catherine, die kränklich war, nach England zu nehmen. Sie kam in eine Schule der Brüdergemeinde und wurde von dieser als Lehrerin ausgebildet.“

(Die Brüdergemeinde hatte auf Jamaika eine Missionsstation gebildet und begonnen, dort befreite afrikanische Sklaven zu Missionsgehilfen auszubilden, um diese dann an der Goldküste missionarisch einsetzen zu können. Unter diesen afrikanischen Katechisten ist auch der aus Nigeria stammende und in Basel ausgebildete Georg Thompson)

Im Brief fährt Zimmermann fort:

„1843 fragte Thompson um ihre Hand, die sie auf den Rat der Missionare annahm. Auf der Überfahrt (nach Afrika) litt sie sehr durch eine Frühgeburt wegen eines Sturzes. Nach einem Jahr des Hier seins war sie der Landessprache mächtig, die sie jetzt spricht wie eine Eingeborene.“

Mehr erzählt der Missionar seinem Bruder nicht. Wahrscheinlich kennt dieser schon den Fortgang:

In den Jahren 1844 und 1846 bringt Catherine Thompson die Tochter Rosine und den Sohn George zur Welt. Die Ehe ist nicht glücklich. Immer wieder begeht ihr Mann Ehebruch. Und als gar Missionar Stanger nach Basel berichten muss, dass Thompson in Akropong auch einige Schulmädchen verführt hat, wird er fristlos entlassen, und ihm nahe gelegt, nach Nigeria zurückzukehren. Katherina lässt sich von ihm scheiden, behält aber die Kinder bei sich.

Ein Jahr später begegnen sich Catherine Mulgrave und Johannes Zimmermann, lernen sich bei der gemeinsamen Arbeit an der Schule in Christiansborg näher kennen und lieben. Und wiederum ein Jahr später heiraten sie.

Das dritte für seine Einstellung zu Afrika und den Afrikanern entscheidende Erlebnis, nach seiner Heilung durch einen Afrikaner, seiner „Vermählung mit Afrika“ (wie er seine Heirat nennt), seinem Umzug aus Akropong, Ozu und Abokobi im Jahre 1859 nach Odumase, dem Lieblingsort des Krobokönigs, ist die jahrelange tiefe Freundschaft mit diesem, dem Konor Odonkor Azu. Zimmermann wird sein wichtigster Ratgeber. Und wie es einem Rat und Ältesten am königlichen Hof zusteht, lässt Odonkor Azu für Zimmermann zum Zeichen seiner Autorität, Hochachtung und Ehre einen Stuhl aus einem Stück Holz schnitzen.

In den langen Gesprächen erfährt er von Zimmermann auch, dass für diesen die Bibel Grundlage für all sein Tun ist. Darum fördert er auch die Übersetzungsarbeit des Missionars in die Sprache seines Volkes, schickt drei seiner Söhne: Tei, Nyako und Agwai (die nach ihrer Taufe noch die Namen Christian, Salomo und Noah tragen) zur Erziehung in die Missionarsfamilie und schenkt für den Bau einer Kirche den benötigten Baugrund. Zehn Jahre später steht darum mitten im Dorf ein schmuckes Kirchlein.

Zimmermann, der „Teitschä“, d.h. der Vater des jüngsten Königssohns Tei, und seine Familie wohnen in Odumase nicht, wie es auf den Missionsstationen bisher üblich war, außerhalb der Dörfer und meist auch etwas erhöht in einem Steinhaus. Sein Haus ist, wie die andern auch, mit Schilfgras gedeckt und unterscheidet sich kaum von den anderen Hütten. Hatten die bisherigen Missionsstationen durch ihr Separat-Sein den Afrikanern gleichsam ein Angebot gemacht und ihnen gezeigt, was die Mission beabsichtigt, so kommt es in der neuen Station Odumase, einem Dorf, in dem jedes seinen Platz in der traditionellen Familienstruktur hat, von Anfang an dadurch zu einem Miteinander, einem Dialog zwischen der europäischen und der afrikanischen Gesellschaft.

Wie Zimmermann über diesen außergewöhnlichen afrikanischen Stammesfürsten denkt, zeigt am besten sein Nachruf auf den Toten. Darin schreibt er nach Basel:

„Er war ein Fürst, weise und gut, wie keiner in Westafrika. Es kam ihm keiner gleich. Seit wir hier sind, war der König unser Freund, Beschützer, und wir genossen Frieden. So wurden die Missionare noch von keinem aufgenommen, gehegt, gepflegt, geliebt und behandelt. Der König blieb unser Freund, Beschützer, und wir genossen Frieden. Vor seiner Bekanntschaft mit dem Christentum war er schon an

natürlicher Erleuchtung, Weisheit, Mäßigung, Frieden und Ruhe seinem Geschlecht voran. Er war ein fleißiger Besucher des Gottesdienstes, ein aufmerksamer Zuhörer. Er dachte viel über das Wort Gottes nach. Er hatte große Erkenntnis. Er folgte ihm in vielem, er betete viel, erförderte das Reich Gottes, ermahnte andere zum Kommen zum Gottesdienst, hielt im Osuer Fort, wo er ein halbes Jahr als Staatsgefangener saß, Morgen- und Abendandachten. Er war treu, auch, wo es ihm schwer gemacht wurde, besonders gegen die englische Regierung. Er entschied im Gericht oft nach dem Wort Gottes. Er war barmherzig und mild und gut oft bis zum Übermaß und zur Schwäche.

Dreimal war er unter den Taufkandidaten und sollte in derselben Woche getauft werden, und dreimal ging er zurück. Er starb, wie er gelebt: still, friedlich gefasst, - aber unentschieden. Seine letzten Worte waren: >Siehe, ich bin in Gottes Hand<.“ Was mag ihn wohl abgehalten haben, den letzten Schritt, eben sich taufen zu lassen, nicht zu tun? Für ihn als Stammesoberhaupt war es oberstes Gebot, alles zu meiden, was die Einheit des Volkes, dazu in einer recht unruhigen Zeit mit einer schwachen und korrupten englischen Kolonialregierung, gefährden könnte. Und diese Einheit sah Odonkor Azu wohl durch die Ablehnung der Polygamie, der Haussklaverei und der Teilnahme an den Stammesriten, wie z.B. der Pubertätsliturgien, durch die Christen gefährdet.

Andererseits zeichnet es Zimmermann aus, dass er für solche Bedenken Verständnis aufbringt, dort, wo er es, von der Bibel her gesehen, vertreten kann.

Da will z.B. die Basler Mission ab dem Jahre 1862 alle christlichen Haussklaven frei arbeiten lassen und fragt die Missionare dazu um ihre Meinung. Zimmermann spricht sich eindeutig gegen diesen Plan aus. Er plädiert vielmehr dafür, dass man nicht wegen europäischen Vorstellungen von Sklaverei diese strikt ablehnen dürfe.

„Während“, so argumentiert er, „in Europa ein bodenloses Proletariat droht, gibt es in Afrika keine verlassenen Leute. Der Sklave isst mit seinem Meister und dessen Sohn aus einer Schüssel, arbeitet mit ihm, wohnt bei ihm und kann Eigentum erwerben. Wenn er Schulden macht, die er nicht bezahlen kann, muss der Meister sie bezahlen oder ihn dreingeben. Wer dagegen keine Familie hat, ist völlig vogelfrei und recht- und heimatlos, ein >Windhauch<, wie der Neger sagt. Sklavenband ist der einzige Schutz für seine beschränkte persönliche Freiheit. Die unbeschränkte persönliche Freiheit hat in den Augen eines Afrikaners gar keinen Wert. Man darf also ja nicht die Familienbände lösen, sondern muss sie eher fester binden!“

Basel widerspricht entschieden und zieht ihn der „Inconsequenz und einer zu productiven Phantasie und Feder, ja der Stubengelehrsamkeit und Unpraxis“. Er entgegnet, dass gerade seine „bisherige Missionslaufbahn“ ihn dies gelehrt habe und „ein heilsames Gegengewicht gegen Bücherstaub und Stubenluft“ sei. Darauf folgt aus Basel prompt die „Aufforderung und Weisung, im Frühjahr nach Basel zu kommen, um europäische Ansichten in sich aufzunehmen. Die Folge der Mischehe“, so heißt es in dem Schreiben weiter, „ist eine Trübung des sittlichen und christlichen Urteils“. Man stellt ihm anheim, allein oder mit seiner Frau zu erscheinen.

Zimmermann hat, so schreibt er, „einen solchen Befehl nicht erwartet“ und stellt seine Entscheidung bis März 1863 zurück. Es gebe, so schreibt er, „eine gewisse Verschiedenheit der Ansichten und Meinungen, wo evangelische Freiheit und wo blinder Gehorsam herrscht“.

Auf keinen Fall werde er jedoch ohne seine Frau kommen. Er habe ihr „am Altar das Versprechen gegeben, sie in keiner Not des Lebens zu verlassen“.

Die erbetenen Stellungnahmen seiner Mitbrüder zu diesen Äußerungen Zimmermanns fallen recht unterschiedlich aus.

Da schreibt Bruder Schrenk aus Christiansborg: „Zimmermann ist ein Sanguiniker Nummer eins und bleibt es. Es ist schwer, einen Sanguiniker, der eine schwarze Frau hat, zu verstehen. Er ist ein Vielleser, denkt an allem herum, kritisiert gerne, ist aber auch ein unwandelbar gutherziger Schwabe. Er ist zu stark acclimatisiert“. Bruder Mader aus Akropong berichtet auch von „Differenzen mit den Brüdern“ und meint dann: „Ich habe kein Mitleid mit ihm. Er wirft unserer Mission Schwerebeweglichkeit, Rechnerei, viele Beamte, viele Ämter und vieles Reden und wenig Tun vor. Vielleicht gelangt er so wieder auf den Boden der Wirklichkeit. Er concentriert sich nur auf die Bibelübersetzung“.

Ein dritter meint: „Zimmermann ist noch immer der alte Vielleser, Vielredner und Vielschreiber. In seiner Studierstube sind viele Bücher aufgestapelt. Er liest Platon, Goethe, Schiller und Milton. Nach und nach wird er freilich älter, und so drängt er wenigstens nicht mehr nach allen Seiten vorwärts. Als Afrikaner ist er in seinem Urteil zu mild. Es schmerzt uns, dass er seine Brücke zwischen hier und Europa abgebrochen hat“.

Ein Vierter meint gar:

„Es ist sündlich, wenn man dem Komitee gegenüber den Propheten macht. Seine große Liebe zu den Negern muss als Entschuldigung angesehen werden“.

Zimmermann jedoch lässt auch das nächste Jahr verstreichen, ohne dem Ruf nach Basel zu folgen. Dafür überlegt er, ob er nicht seine beiden ältesten Buben dorthin schicken soll.

Wie sehr er afrikanisches Denken verinnerlicht hat oder tatsächlich gar „Afrikaner“ geworden ist, zeigt seine Beschreibung eines normalen Arbeitstages. Ich zitiere daraus:

„Natürlich muss mein Studierzimmer jederzeit zugänglich sein. Es klopft. Ich fordere auf, einzutreten. Vielleicht klopft's noch etliche Mal, und ich muss endlich aufstehen und dem Besucher die Tür öffnen, was er nicht zu machen weiß. Da kommt bald ein Kirchenältester oder sonst ein Christ, ein Taufkandidat oder ein bekannter oder unbekannter Heide aus der Nähe oder Ferne. Man setzt sich schweigend. Dann fange ich, so ist's Brauch, den langen Gruß an: Dein Herkunftsort? – Ist ruhig! – Die Leute dort? – Sie existieren! – Deine Kinder? – Sie sind wohl! – Dann fange ich nach des Besuchers Begehren. -. Es ist nichts! – Aber...und nun kommt eine lange Einleitung, ein Geschlechtsregister bis ins vorige Jahrhundert zurück, eine Lobrede auf uns usw.. Und dann kommt das Anliegen: eine Schuld oder Handelssache, ein böses Palaver, die Bitte, einen Brief für sie zu schreiben, ihnen diesen oder jenen Artikel zu verkaufen oder in Ozu oder Europa zu bestellen, oft auch ernstere Sachen: Gewalt und Unrecht, ein Sündenfall, selten natürlich reines Verlangen nach dem Wort Gottes und der Seligkeit.“

Dabei muss man sich hüten, die Leute zu unterbrechen oder zur Kürze zu treiben, denn dann fangen sie meist von vorn an. Das beste ist, eine Pfeife oder Zigarre anzustecken und geduldig zu hören, wobei man sprachliche, psychologische und ethnologische Studien machen kann.

Endlich kommt man dazu, ein passendes oder ernstes Wort zu reden. Widerspruch kommt selten. Sie hören aufmerksam zu, geben eine zustimmende Antwort und fragen ganz gemütlich, ob ich ihnen nicht einen der schönen europäischen Stühle, ein Porträt, einen Spiegel etc. verkaufen wolle. Oder sie staunen die sieben Weltwunder des Zimmers an, Glasfenster, Bretterboden, Tische, Schränke, die vielen Bücher, das Harmonium.

Die Glocke läutet. Die Kinder dürfen aus der Schule, und ich lasse eines meiner Kinder einen Choral spielen, was die Leute entzückt.- Und ich kann weiterarbeiten!“

Weiterarbeiten heißt für ihn:

- Schreiben, und wieder schreiben und so die Erkenntnisse ausgedehnter Predigtreisen festzuhalten, die ihn weit über das Kroboland hinaus, hinüber über den Volta-Fluß und nach Togo führen

- heißt gewissenhaft jedes Vierteljahr ausführlich berichten, was sich alles auf den jeweiligen Missionsstationen zugetragen hat, dabei auch die unterschiedlichsten Meinungen der einzelnen Missionare aufzuzeigen, immer wieder neue Vorschläge für eine bessere Organisation oder Schwerpunkte der Arbeit zu machen. So kritisiert er, dass noch immer jede Station mit zwei Missionaren besetzt ist. Nach seiner Meinung könnten doch eingeborene Katechisten zumindest in den Schulen Leitungsfunktionen übernehmen. Vor allem macht er immer wieder Vorschläge zur „afrikanischen Kulturfrage“: „Die Plantage muss die Seele der Station werden!“ Ja, 1862 zeigt er, dass in der von Basel vorgelegten Jahresabrechnung das von seiner Heimatgemeinde Gerlingen gespendete Taufgerät verzeichnet, aber das von Fellbach gespendete Abendmahlsgerät nicht aufgeführt ist, obwohl doch jene Gemeinde mehr als 34 Gulden gespendet habe.

Weiterarbeiten können, heißt für ihn aber vor allem übersetzen und noch mal übersetzen! Er übersetzt die Bibel, eine Weltgeschichte, das „Württembergische Konfirmationsbüchlein“, Biblische Geschichten, eine Geographie Palästinas, ein Lesebuch, schreibt ein Gesangbuch mit 500 Liedern, darunter 250 eigenen und welchen von seinem Bruder und den Missionaren Heck, Stanger und Steinhauser und bringt eine Grammatik und ein Wörterbuch der Ga-Sprache heraus. Beim Übersetzen hört er auf afrikanische Katechisten, vor allem schaut er bei seinen ausgedehnten Predigtreisen „dem Volk aufs Maul“ und versucht, sich in die Vorstellungswelt der Afrikaner hineinzudenken, eben als „Afrikaner“ zu Afrikanern zu sprechen.

All dies hätte er nie leisten können, wenn nicht Leute wie der auch aus Gerlingen stammende Missionar Jakob Heck und sein eigener Bruder Christoph ihm nach Kräften beigestanden wären. Darum sei kurz auf deren Leben und Arbeit eingegangen:

Der aus der alten Gerlinger Schmied-Familie stammende Jakob Heck, am 4. Mai 1832 hier geboren und ebenfalls in Basel ausgebildet, hält vor allem in Abokobi und Odumase treu zu ihm. Er wird schwer geprüft, seine Frau und die beiden Kinder

sterben 1862. Drei Jahre später heiratet er die Schwester seiner ersten Frau. Er lebt aber nur noch ein Jahr. Am 11. Mai 1866, kurz nach seinem 34. Geburtstag, stirbt er. Sein dreizehn Jahre jüngerer Bruder Christoph geht mit 18 Jahren an das Lehrerseminar nach Esslingen, bricht jedoch die Ausbildung zum Lehrer ab, als sein Bruder ihn 1856 bittet, zu ihm zu kommen, um seine Kinder zu unterrichten. Auf seinen Antrag hin, wird er von Basel übernommen und ordiniert. Das Missionshaus sucht für ihn als Frau Maria Pfuderer aus Hattenhofen aus. Nachdem ihr Kind bald nach der Geburt stirbt, bittet er nach zwölf Jahren um Heimaturlaub, kehrt nach zwei Jahren aber nicht an die Goldküste zurück, sondern geht 1870 als Pastor nach Amerika, wo er 1890 stirbt.

Weil Zimmermann als Bauernsohn das viele ungenutzt brachliegende fruchtbare Land bedrückt, sucht er immer wieder nach Möglichkeiten, dies zu ändern. Er macht selbst Pflanzversuche mit Baumwolle, Kaffee und Kokospalmen. Und als Bauernbub ist er traurig, wenn er z.B. sieht, dass beim Roden alles anfallende Holz einfach verbrannt wird, während man es an der Küste dringend als Bauholz brauchen könnte. Noch immer will er darum christliche auswanderungswillige Bauern und Handwerker ins Land rufen. In seiner Jugend hatte er daheim miterlebt, wie viele Deutsche aus wirtschaftlicher Not oder auch aus religiösen Gründen die Heimat verließen. In der Nähe von Abokobi, der von ihm gegründeten Missionsstation, soll ein Musterdorf entstehen. Darum wirbt er im „Evangelischen Heidenboten“ leidenschaftlich für die Gründung „christlicher Dörfer“. Er gewinnt auch das Komitee dafür, das dem Plan unter der Bedingung zustimmt, dass der Mission dadurch keine finanziellen Lasten erwachsen. Darum kauft Zimmermann in Abokobi selbst 200 Morgen Land (die er in seinem 1876 verfassten Testament seinen Kindern vererbt), und an die Auswanderungswilligen schreibt er:

„Habt, ihr Brüder, Lust, Kraft, Gaben und Freudigkeit, auf Eure Kosten, die für die Überfahrt auf 5 bis 600 Gulden kommen könnten, als Auswanderer um des Herrn und der armen Kinder Hams, der Neger, willen, uns zu begleiten?
Ich gebe Euch hiebei folgende Dinge zu überlegen“.

Und dann zählt er zuerst die Schwierigkeiten auf, nennt anschließend die Gründe, unter denen sein Plan gelingen müsste und schreibt über den beabsichtigten Zweck: „Ihr sollt als einfache Christen hauptsächlich durch Euren Wandel unter den Heiden leuchten; ihnen auch mit den Folgen des Christentums, Ackerbau, einfachen Gewerken, vielleicht ein wenig Handel usw. vorangehen und sie dazu anleiten, durch Eure Niederlassung bei einer Missionsstation dieser unter die Arme greifen und helfen, die Möglichkeit anbahnen mit der Hülfe des Herrn, dass die Mission nach und nach nicht mehr so viele Unterstützung von der Heimat nöthig hätte.

Ihr müsset, um unabhängig von der Mission zu sein, wenigstens für den Anfang in brüderlicher Gemeinschaft beisammen wohnen, um Euch gegenseitig beizustehen.“

Er weiß sogar, wie dieses christliche Musterdorf einmal aussehen wird:

“Die Hauptstraße ist mit prächtigen Schattenbäumen besetzt, deren breites Laubdach den sauberen Kiesweg überschattet, rechts und links umsäumt von niedrig gehaltenen Grasflächen. Der Hauptweg ist rechtwinklig durchschnitten von drei ebenso breiten Nebenstraßen, die mit Fruchtbäumen (Mangos, Orangen und Limonen) besetzt sind und deren Blüten und reifende Früchte dem Ankömmling ihr Aroma zuströmen. Den Mittelpunkt des Dorfes bildet ein freier Platz mit der Kapelle

und der Schule. Daneben stehen die Lehrerwohnung, ein Katechistenhaus, ein Missionarshaus und die Mädchenanstalt. Um diesen Mittelpunkt gruppieren sich die ca. 30 sauberen Häuser der Christen. Fünf Fußwege, meist gut im Stand gehalten, führen vom Dörfchen aus nach allen Richtungen. Die von Nord und Süd werden täglich von Hunderten von Lastträgern benützt, die Palmöl und Waren nach und von der Küste transportieren.

An der Spitze des kleinen christlichen Gemeinwesens handhabt ein schwarzer Schultheiß, der Dorfvater, die bürgerliche Ordnung, während ein Kirchenrat mit den beiden Missionaren die inneren Angelegenheiten leitet und überwacht. Und betrittst du des Morgens frühzeitig das stille Dörfchen, so tönt dir, noch ehe der Morgen graut, aus der Kapelle vielstimmiger Gesang entgegen. Da haben sich die christlichen Bewohner zum gemeinschaftlichen Morgensegen versammelt, ehe sie mit dem Buschmesser in der Hand und der Flinte auf der Schulter den Weg in die Pflanzung antreten.“

Das Bild braucht keinen Kommentar. Es ist das Dorf Korntal seiner Jugend, das er nach Afrika übertragen will. Leider stirbt, als sich bereits 50 Männer auf die Ausreise vorbereiten, sein badischer Missionarsbruder Steinhauser im Alter von nur 28 Jahren, den er für das Projekt vorgesehen hatte. Daraufhin bricht das Basler Missionshaus das ganze ab.

Doch Zimmermann gibt den Gedanken einer christlichen Kolonisation jedoch nie ganz auf. Noch wenige Wochen vor seinem Tod schreibt er in einem „Letzten Wort eines afrikanischen Missionars an sein deutsches Vaterland“ (veröffentlicht ein Jahr nach seinem Tod im vom Vater Hermann Hesses herausgegebenen „Missions-Magazin“): „Gott hat dem deutschen Volk die Gaben gegeben, d a s Missionsvolk der Erde zu sein, wie keinem zweiten. Afrika bedarf des Sauerteigs der christlichen Kultur, der Erschließung durch ein auf Ackerbau und Gewerbe gerichtetes Binnenvolk, wie die Deutschen. Die Eroberung, die wir meinen, ist zunächst eine Geisteseroberung“. Darum verlangt er „für die Heidenvölker, wie für Deutschlands soziale Krankheit christliche Kolonien im Gefolge der Mission!“ Man hört darin den Patrioten Zimmermann, der, glücklich über das wiedererstandene Deutsche Reich, in seinen letzten Lebensjahren an jedem 2. September den Sedanstag feiert. Bei allem Eintreten für den Erwerb deutscher Kolonien denkt er jedoch nie an eine Ausbeutung der afrikanischen Länder, sondern sieht darin ein gegenseitiges Geben und Nehmen Deutschlands und Afrikas, das wieder zu Ehren kommen müsse.

Eine Verschlimmerung seiner Gesundheit zwingt ihn nach 22 Jahren aufopferungsvoller Missionsarbeit zu einer Heimreise. Mit seiner Frau, der 22jährigen Johanna, der 14 Jahre alten Auguste und dem sechsjährigen Gottlieb verlässt er am 16. April 1872 Odumase und reist nach Basel. Mehrere Monate wohnt er bei seinem Bruder Gottfried in der Kirchstraße, gönnt sich jedoch keine Ruhe, sondern wirbt in Predigten und Vorträgen für Mission und Kolonisationsarbeit in Afrika.

Im nächsten Jahr kehrt er zurück nach Afrika und wird Präses des Ga-Distrikts um Abokobi. Doch es zeigt sich bald, dass der Genesungsurlaub in der Heimat seine zerrüttete Gesundheit nicht mehr in Ordnung bringen können. Drei Jahre später muss er darum am 8. August 1876 Afrika endgültig verlassen. Kurz zuvor

kann er noch am 5. Juni seine silberne Hochzeit feiern. Im Hause der Väter in Gerlingen will er sterben. Begleitet von Frau und Tochter Auguste kommt er, auf den Tod krank, hier an.

Und schon am 13. Dezember muss sein Bruder nach Basel schreiben:
„Mit schmerz erfülltem Herzen teile ich Ihnen die Nachricht mit, dass unser lieber Bruder Johannes Zimmermann heute, Mittwoch, am 13. Dezember, morgens vier Uhr, selig heimgegangen ist. Sein Ende war sanft. Seine letzten Worte waren
>Lebenswasser! O, wie will ich trinken!<“

Zwei Tage darauf, am Freitag, dem 15. Dezember, mittags ein Uhr, trägt man ihn auf dem Gerlinger Friedhof zu Grabe. „Der Begräbnistag“, so schreibt Bruder Gottfried nach Basel, „war ein Segenstag für uns und die ganze Umgegend. Bruder Aldinger aus Hall sprach am Grabe, Pfarrer Scholl von hier hielt die Predigt über Hiob 4,3-6. Hinterher traf man sich zur Erbauungsstunde in der Schule. Mutter und Auguste waren sehr gestärkt und gefasst“.

Sein Grabstein bezeugt:
„Johannes Zimmermann
Missionar aus Westafrika
Geb. den 2. März 1825
Gest. den 13. Dez. 1876
Leben wir, so leben wir dem Herrn usw.
Röm. 14, 8“

Die Witwe Zimmermanns kann im damaligen Gerlingen jedoch nicht heimisch werden und reist im nächsten Frühjahr wieder nach Christiansborg zurück. Dort lebt sie, von allen hoch geachtet, noch 14 Jahre und stirbt am 14. Januar 1891 an den Folgen einer Lungenentzündung. „Auf dem Gottesacker von Christiansborg“, so heißt es in einem Nachruf, „der so manches Saatkorn aus dem Kreise der Missionsfamilie birgt, wurde sie unter großer Beteiligung seitens der christlichen wie heidnischen Bevölkerung am gleichen Tage zur Ruhe bestattet“.

Die älteste Tochter Johanna, Lehrerin geworden, mit den Eltern 1872 nach Deutschland gekommen, schenkt zwei Jahre darauf einem ledigen Kind das Leben, was ihren Vater aufs äußerste betrübt. Er spricht dem Komitee gegenüber von einer „Heimsuchung“ und seiner „armen, gefallenen Tochter. Falls sie bußfertig geworden ist“, möge man sie wieder nach Afrika schicken. Er „hofft, dass ihr Fall ihr durch des Herrn Gnade zum Aufstehen gereicht.“ (Von dieser ledig geborenen Tochter Luise leben in Deutschland noch Nachkommen).

Die zweite Tochter Auguste kehrt nach dem Tod des Vaters nicht nach Afrika zurück. Sie arbeitet im Härlinschen Institut in Göppingen. Im Jahr 1877 bedankt sie sich in Basel „für die gütige Aufnahme in den Dienst der Mission“, heiratet dann am 1. März 1883 den in Korntal geborenen Missionar Leuze. Im Jahr 1923 stirbt sie in Korntal. Ihr Sohn Johannes fällt 1915 im Weltkrieg. Von der Tochter Theodora Katharina, verheirateter Hellerström, leben noch zahlreiche Nachkommen. Vom ältesten Sohn Johannes erfahren wir aus des Vaters Testament, dass er 1876 als Kaufmann in Afrika lebt.

Gottfried ist Mechaniker-Lehrling in Dinglingen bei Lahr. Im Jahr 1881 tritt dieser in Basel ein und wird ein Jahr später als Bautechniker nach Odumase ausgesandt. Im Jahr 1891 stirbt er in Christiansborg.

Der zum Zeitpunkt des Todes vom Vater noch unmündige jüngste Sohn Gottlieb ist im Missionshaus in Basel untergebracht. 1926 ist er gestorben.

Von seinen Stiefkindern berichtet Johannes Zimmermann, dass Rosine am 5. Juni 1861 (seinem Hochzeitstag) ihm eine Enkelin geboren hat. Sein Stiefsohn George, ist ein Jahr darauf wegen Veruntreuung und Streit aus der Schule in Akropong entlassen worden. Für eine kurze Zeit hat er dann seinem Stiefvater bei dessen Übersetzungsarbeiten geholfen.

Angesichts unseres Ehrenmals für Johannes Zimmermann, auf dem ghanaische Symbole und deren sprachliche Übertragungen beeindrucken, versuche ich zusammenzufassen:

Mit der neu geschaffenen Medaille

erinnern wir an einen großen Sohn Gerlingens, der – trotz schwerer gesundheitlicher Probleme auf einem (nach seiner Meinung von Gott ihm zugewiesenen) Platz ausgehalten und sein Leben der Aufgabe gewidmet hat, Menschen zu verstehen, in ihnen den Bruder, die Schwester, eben den Mitmenschen zu sehen und diesem behutsam entgegenzugehen, getreu dem Sprichwort seiner Wahlheimat Ghana >Wer still und langsam in den Wald hineingeht, fängt den Affen<. „Das sollten auch wir uns merken“, schreibt er einmal nach Basel, „und immer sanft und freundlich mit den Menschen umgehen!“

Wir erinnern an einen tiefgläubigen Menschen, der – auch gegen den Willen seiner Vorgesetzten – an seiner Überzeugung festgehalten, wenn sie von der Bibel her begründet war.

Wir erinnern an einen Brückenbauer, dem es bei all seinem Tun darum ging zu verbinden und nicht zu trennen. Die heute noch bestehende Freundschaft zwischen dem Kroboland und unserer Stadt ist dafür ein beeindruckendes Beispiel.

Wir erinnern an einen Menschen, der die große Bedeutung der Sprache als Tor zum Menschen erkannt hat. Man weiß es im Kroboland zu schätzen und ist dankbar für seine umfangreiche Bildungs- und Kulturarbeit, die es den Afrikanern ermöglicht hat, an westlicher Kultur teilzunehmen, aber auch die eigene gewachsene Kultur und Überlieferung schriftlich festzuhalten, was wesentlich dazu beigetragen hat, das Selbstbewusstsein der Afrikaner zu stärken und in Ghana eine verantwortliche Bildungsschicht heranzubilden und dem Volk seine eigene Sprache auf eine neue Weise noch einmal zu schenken.

So möge denn am Schluss meiner Rede ein Auszug aus der Ansprache des Urenkels von König Odonkor Azu stehen, die dieser am 21. Mai 1976, hundert Jahre nach Zimmermanns Tod in Gerlingen gehalten hat.

Damals sagte Konor Azzu Mate Kole: „Ich wage zu behaupten, dass das Geheimnis von Zimmermanns Erfolg nicht nur in seinem tiefen Glauben an Gott und in seiner völligen Hingabe bei der Verwirklichung von Gottes Willen liegt, sondern auch in seinem Vertrauen und seiner Freundschaft gegenüber allen Menschen, gleich welcher Rasse. Wir brauchen dieses Vertrauen und diese Freundschaft auch heute.“